

Wissenschaftstheorie als Ursache von Hierarchiebildung in der deutschsprachigen Archäologie

Raimund Karl

Zusammenfassung – Die Gründungsväter der deutschsprachigen Ur- und Frühgeschichte, Virchow, Hoernes und von Merhart, waren alle überzeugte Positivisten. Seitdem folgt die deutschsprachige Ur- und Frühgeschichte in ihren Fußstapfen: man glaubt dass Beobachtungen mittels induktiver Schlüsse in wahre wissenschaftliche Erkenntnisse umgewandelt werden. „Woher weißt Du das? Auf welche Quelle, welche Autorität stützt sich diese Behauptung?“ sind die zentralen Fragen, nach denen Aussagen beurteilt werden. Dadurch wird ein einziges Kriterium wichtig: dass sich Aussagen als richtig erweisen, dass der, der eine Behauptung aufstellt, mit eben dieser Behauptung Recht hat.

Haben zwei Wissenschaftler zum gleichen Thema unterschiedliche Meinungen, kann nur einer von ihnen Recht haben. Und nachdem der, der Recht hat, nach dem obigen Verständnis der bessere Wissenschaftler ist, kommt ihm die größere Autorität zu, kann man seinen Aussagen mehr vertrauen. Der, der stets mit seinen Aussagen Recht hat, der am meisten wahres Wissen besitzt, ist daher der beste Wissenschaftler – und wem außer diesem sollte man Ressourcen geben, Glauben schenken, seinen Entscheidungen folgen?: Wissen ist Macht.

Wissenschaftliche Meinungsverschiedenheiten sind in der deutschsprachigen Archäologie daher immer (auch) ein Machtkampf: der, der Recht hat, unterwirft den, der anderer (falscher) Meinung war, seiner auctoritas, gewinnt Macht. Umgekehrt darf ein wissenschaftlich „Mächtiger“ nie dabei erpapt werden, dass er Unrecht hat, denn das bedeutet Macht zu verlieren. Die logisch zwingende Folge eines solchen wissenschaftstheoretisch verursachten Machtkampfes ist die Ausbildung akademischer Hierarchien, eines „wissenschaftlichen Feudalsystems“.

Schlüsselwörter – Epistemologie, Positivismus, Logik, Wissen, Autorität, Hierarchiebildung

Abstract – The founding fathers of German academic prehistory, Virchow, Hoernes and von Merhart, were all staunch logical positivists. Since them, German prehistory has followed in their epistemological footsteps: it is believed that observations can be transformed into true scientific discoveries by means of inductive reasoning. „How do you know that? On which source, which authority does this statement rest?“ are the central questions against which scholarly statements are judged. This makes a single criterion essential: that a scholarly statement turns out to be true, that he who has made it turns out to have been right.

Yet, if two scholars have differing opinions on the same subject, only one of them can be right. And since, following the above logic, the one who is right is the better scholar, he is the greater authority, the one whose statements can be trusted more. He whose scholarly statements always are right, he who has the most true knowledge, is the best scholar – and who but the best scholar should be given resources, should be trusted, should decide an argument?: knowledge is power.

Scholarly disputes in German archaeology thus (also) always are a power struggle: he who is right subjects the one who proposed something different (wrong) to his scholarly auctoritas, thus increasing his power. Conversely, a ‚powerful‘ scholar must avoid being caught making an incorrect statement, since being wrong equals losing power. The necessary consequence of such an epistemologically induced power struggle is the emergence of academic hierarchies, of an ‚academic feudal system‘.

Keywords – epistemology, positivism, logic, knowledge, authority, hierarchy

„Man proklamierte mit Entschiedenheit die Geltung der induktiven – d.h. bei emsiger Detailarbeit zuwartenden, aller subjektiven, von oben herab generalisierenden Einflüsse entkleideten – naturwissenschaftlichen Methode für dieses neue Wissensgebiet.“

(HOERNES 1892, 36)

In der deutschsprachigen Archäologie herrscht die Meinung vor, dass das wirklich Wichtige in der archäologischen Wissenschaft die Praxis ist. Theorien werden entweder als weitgehend unnötig empfunden oder sogar als gefährliche Spekulation abgelehnt. Wissenschaftstheorie und insbesondere Erkenntnistheorie – also die „Metatheorien“, die erklären ob, wie und warum man überhaupt wissenschaftliche Erkenntnisse erzielen kann – werden als völlig irrelevant empfunden, weil die Vorstellung vorherrscht, dass ihnen in der so hoch geschätzten Praxis keinerlei Bedeutung zukommt: wir brauchen, so der Glaube, uns nicht mit diesem Thema zu

befassen, sondern können das getrost Anderen – Philosophen – überlassen, weil wir wissen ohnehin schon, wie man ordentlich Archäologie betreibt und wie man zu verlässlichen archäologischen wissenschaftlichen Erkenntnissen gelangt. Dieser Beitrag, und noch weit ausführlicher mein jüngst erschienenes Buch *Macht und Ohnmacht des positivistischen Denkens* (KARL 2010), versuchen zu zeigen, dass das keineswegs der Fall ist.

Die großen Alten: Virchow, Hoernes, von Merhart

Der schwerwiegendste Fehler, den man in der Wissenschaft machen kann, ist der zu glauben, dass man etwas bereits weiß. Denn wie es Gotthold Ephraim Lessing (1729-1781) in seiner Duplik schon deutlich ausgedrückt hat: *„Nicht die Wahrheit, in deren Besitz ein Mensch ist, oder zu seyn vermeynet, sondern die aufrichtige Mühe, die*

er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worinn allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz -“ (LESSING 1778, 10-11).

Die Wahrheit, wie man zu archäologischen wissenschaftlichen Erkenntnissen gelangt, in deren Besitz wir schon zu sein vermeinen, findet in der Praxis ihre Umsetzung in unserer Arbeitsmethode, wie sie bereits die Gründungsväter der akademischen prähistorischen Archäologie im deutschen Sprachraum ganz explizit vorgeschrieben haben. So zum Beispiel sagt Moritz Hoernes (1852-1917) in seiner 1892 verfassten Habilitationsschrift *Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stand der Wissenschaft ganz explizit: „Anfang und Fortschritt“* der Archäologie liegen „in der Beobachtung nackter Tatsachen, im Aneinanderreihen der einzelnen an sich geringfügigen Wahrnehmungen zu unerschütterlichen Erkenntnissen“ (HOERNES 1892, 43). Im selben Werk hat Hoernes auch Rudolf Virchows (1821-1902) programmatische Forderung zitiert, die anthropologischen Wissenschaften mögen „fortan ohne Hypothesen, ohne ‚Schulden‘ auf rein induktivem Weg“ voranschreiten (HOERNES 1892, 70).

Seitdem ist diese Arbeitsmethode in der deutschsprachigen prähistorischen Archäologie weitgehend unreflektiert fortgesetzt und zur Anwendung gebracht worden. Die Wikipedia, in ihrer oft so unverlässlichen Vereinfachung komplexer Sachverhalte, bringt es wie der oft die Wahrheit kundtuende Kindermund in aller Deutlichkeit zum Ausdruck: „Hoernes war der führende und richtungsweisende Urgeschichtler seiner Zeit (Anm. RK: und nicht nur dieser) in Österreich. Seine Arbeitsmethode wurde durch Oswald Menghin, Richard Pittioni und Herwig Friesinger weitergeführt und verfeinert.“ http://de.wikipedia.org/Moritz_Hoernes, abgerufen: 24.5.2010). Diese Weiterführung war so durchgehend und vollständig, dass jede andere Art Ur- und Frühgeschichte zu betreiben von der überwiegenden Mehrheit der heutigen deutschsprachigen PrähistorikerInnen instinktiv als „unwissenschaftlich“, als „methodisch nicht einwandfrei“, abgelehnt wird (vgl. KARL 2010, 21).

Aus diesen von Virchow, Hoernes und auch von Merhart und Kossinna (KARL 2010, 8-10) erstellten programmatischen Vorgaben folgen klare methodische Handlungsanweisungen für die Praxis: der Beobachtung der Daten kommt das Primat im Erkenntnisprozess zu, über die reinen

Daten hinausgehende Erkenntnis entsteht dann hingegen aus der induktiven Synthetisierung der Beobachtungen. Und die mittels dieser Methode gewonnenen Erkenntnisse sind dann unerschütterlich oder, um es in anderen Worten zu sagen, objektiv wahr.

Der Positivismus oder wie man darauf kommt, dass alle Schwäne weiß sind

Natürlich ist diese Arbeitsmethode alles andere als frei von „Hypothesen“, ganz im Gegenteil beruht sie unmittelbar auf einer ganz konkreten wissenschaftlichen Erkenntnistheorie, also einer ganz grundlegenden „Hypothese“ darüber, wie man überhaupt wissenschaftliche Erkenntnis gewinnen kann: dem Empirismus bzw. dem (logischen) Positivismus. Der Positivismus war dabei zur Zeit, als Virchow, Hoernes, von Merhart und Kossinna tätig waren – im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert – die weltweit dominante Wissenschaftstheorie und gerade die Universität Wien nahm in seiner Weiterentwicklung eine führende Stellung ein: der Physiker Ernst Mach (1838-1916), einer der wichtigsten Vertreter des Positivismus, wurde 1895 in Wien Professor für Philosophie, insbesondere Geschichte der induktiven Wissenschaften und in den 1920ern folgte dann der bekannte Wiener Kreis um Moritz Schlick (1882-1936) auf Machs Spuren.

Kennzeichnend für den (logischen) Positivismus ist, dass er als Voraussetzung für (wissenschaftliche) Erkenntnis die Verifikation durch „positive Befunde“ (Beweise) fordert und für die Beweisführung eine empiristische Methode vorschreibt. Es gilt das „Primat der Daten“: alle wissenschaftliche Erkenntnis folgt letztendlich aus Beobachtungssätzen, d. h. aus Beschreibungen. Bis etwa 1930 glaubten strenge Positivisten, dass Beobachtungssätze eine absolut gesicherte Basis für formal und inhaltlich richtige (= wahre) logische Schlussfolgerung bieten würden. Formallogische Voraussetzung für einen wahren logischen Schluss, einen „positiven logischen Beweis“, ist, dass er von wahren Prämissen ausgeht. Ist – wie von strengen Positivisten angenommen wurde – ein Beobachtungssatz korrekt und damit objektiv wahr, stellt dieser Beobachtungssatz damit einen positiven Befund dar, also einen Beweis.

Die über die einzelne Beobachtungsaussage hinausgehende Wahrheitserkenntnis erfolgt im Positivismus dann durch induktive Schlüsse. Induktive Schlüsse sind synthetische logi-

sche Schlüsse, d. h. es werden singuläre Beobachtungssätze zu Allaussagen verbunden. Um ein Beispiel zu bringen kann die beliebig große Anzahl von Einzelbeobachtungssätzen 1 bis n „Dieser Schwan ist weiß“ (jeder für sich ein positiver Befund = Beweis) zur Allaussage „Alle Schwäne sind weiß“ verbunden werden. Nachdem jeder der Beobachtungssätze für sich als objektiv wahr gilt, ist notwendigerweise auch die induktiv daraus abgeleitete Allaussage als positiv wahr bewiesen.

Das Problem mit den schwarzen Schwänen

So elegant diese Erkenntnistheorie und die daraus abgeleitete praktische Handlungsanweisung (= Arbeitsmethode) auch zu sein scheint, gibt es damit doch ein gravierendes Problem. Um beim obigen Beispiel mit den Schwänen zu bleiben: was, wenn wir, nachdem wir behauptet haben die Allaussage „Alle Schwäne sind weiß“ wäre positiv bewiesen, einen schwarzen Schwan beobachten? Also in anderen Worten, zu unseren bisherigen Beobachtungssätzen 1 bis n den ebenso wahren Beobachtungssatz n+1 „Dieser Schwan ist schwarz“ hinzufügen müssen? Dieses Beispiel zeigt, dass mittels eines induktiven logischen Schlusses sicherlich wahre Erkenntnis immer nur dann möglich ist, wenn tatsächlich alle (jemals theoretisch möglichen) Beobachtungen auch tatsächlich gemacht wurden, d. h. eine sogenannte Vollinduktion durchgeführt wurde. „Alle Schwäne sind weiß“ ist nur dann sicherlich wahr, wenn alle jemals (auch in Zukunft) existierenden Schwäne beobachtet wurden und auch tatsächlich weiß waren bzw. sind bzw. sein werden.

Das ist natürlich in der Realität und insbesondere in der archäologischen Realität ein gravierendes Problem: wir wissen, dass zahlreiche mögliche Beobachtungen niemals getätigt werden können, weil unzählige archäologische Funde und Befunde bereits unwiederbringlich verloren gegangen sind und durch natürliche Verfallsprozesse und menschliches Einwirken auch stetig weiterhin unbeobachtet verloren gehen. Daraus folgt zwingend, dass die Vollinduktion in der Archäologie niemals möglich sein kann.

Damit ist in der Praxis zwingend ein Ausweichen auf die Teilinduktion erforderlich, also auf einen induktiven Schluss, der ausschließlich auf den bereits bekannten Beobachtungen besteht. Nun hat aber bereits David Hume (1711-1776) gezeigt, dass Teilinduktion niemals einen

positiven Beweis für irgendeine Allaussage liefern kann: damit die Teilinduktion das könnte, müsste sich aus vergangenen Beobachtungen zwingend ableiten lassen, dass auch zukünftige Beobachtungen gleich ausfallen werden, was nicht der Fall ist (HUME 2000, 61-65, 89-97). Streng genommen ist eine Teilinduktion also niemals mehr als eine Abduktion im Sinne Peirces: „Deduktion beweist, dass etwas (Anm. RK: z. B. eine Regel) gelten muss; Induktion zeigt, dass etwas tatsächlich gilt; Abduktion deutet bloss an, dass etwas gelten könnte.“ (PEIRCE 1931, 171).

Zusätzlich kommt das Problem hinzu, dass die Teilinduktion bzw. Abduktion letztendlich auch zu keiner neuen Erkenntnis führt, sondern nur bereits implizit vorhandene Erkenntnis expliziert: die Teilinduktion auf Basis aller tatsächlich beobachteten Schwäne kann bloß beweisen, dass alle bisher beobachteten Schwäne weiß sind, womit aber kein neues, nicht bereits in den Beobachtungen vorhandenes, Wissen geschaffen wird. Letztendlich ist also das Ergebnis wissenschaftlich gesehen eine Nullaussage, eine Aussage, aus der kein zusätzlicher Erkenntnisgewinn entsteht. Das ist gerade in der deutschsprachigen Archäologie, die ohnehin Theorien (und alle abduktiv entwickelten Aussagen sind letztendlich nicht mehr als „Hypothesen“) nur äußerst ungern explizit formuliert (vgl. MANTE 2007, 31-2; REBAY-SALISBURY i. V. zu implizit „zwischen den Zeilen“ zu findenden Theorien), doppelt schwerwiegend, weil das Resultat daraus klarerweise ist, dass Beobachtungsaussagen meistens einfach für sich stehen gelassen werden und daher auch das, was gelten könnte, nicht einmal explizit ausgesprochen wird. „Wissen schaffen“ (soweit man dann überhaupt noch davon sprechen kann) wird somit auf reines „Beobachten“ reduziert, das „Beobachten“ zum Selbstzweck, und die direkte Folge davon ist, dass wir als Fach ein gesellschaftliches Rechtfertigungsproblem bekommen: wenn alles, was wir tun, das „alte Zeugs beobachten“ ist, wofür sind wir dann gut?

Wahrheitserkenntnis und Autorität

Es ist aber nicht nur das ein Problem. Ein noch weit gravierenderes wissenschaftliches Problem ergibt sich daraus für unsere Ansprüche und Aussagenbegründungen. Denn der Anspruch einer streng positivistischen Wissenschaft ist Wahrheitserkenntnis; und diesen Anspruch haben wir in der deutschsprachigen prähistorischen Archäologie bis heute nicht aufgege-

ben, wengleich wir ihn vielleicht auch teilweise semantisch modifiziert haben. Statt „wahr“ sagen wir heute vielleicht „richtig“ oder „methodisch einwandfrei“, womit wir aber letztendlich „nicht falsch“ und damit wieder im umgangssprachlichen Sinn „wahr“ meinen. Wie aber erreichen wir Wahrheitserkenntnis, wenn unsere Aussagenbegründungen durch Beobachtungssätze und abduktive Schlüsse logisch keine Wahrheit begründen können?

Diese mangelnde Wahrheitsbeweiskraft von wissenschaftlichen Aussagen ist dabei natürlich so lange kein Problem, als es keine unterschiedlichen Meinungen gibt, und das hat dann auch in der Praxis gewisse Konsequenzen, auf die ich später noch genauer eingehen werde. Schwierig ist es jedoch dann, wenn unterschiedliche wissenschaftliche Meinungen aufeinandertreffen, denn im Gegensatz zu den Naturwissenschaften ist in der Archäologie meistens die Durchführung eines entscheidenden Experiments nicht möglich. Damit steht in Fällen, in denen WissenschaftlerInnen verschiedene Meinungen vertreten, Aussage gegen Aussage. Das ist jedoch wissenschaftlich unbefriedigend, vor allem, wenn man nach Wahrheitserkenntnis sucht: zwei einander diametral entgegengesetzte Meinungen können schließlich – wenigstens in der klassischen westlichen zweiwertigen Logik – nicht beide gleichzeitig wahr sein. Damit muss ein Kriterium gefunden werden, wie zwischen zwei einander entgegengesetzten Aussagen, die beide einen Wahrheitsanspruch erheben, unterschieden werden kann.

Nun erfolgt im Positivismus die Aussagenbegründung ohnehin stets durch Berufung auf eine Autorität, nämlich die Autorität von „wahren“ Beobachtungen: „Woher weißt Du das? Auf welche Quelle stützt sich Deine Behauptung? Welche Wahrnehmungen liegen Deiner Behauptung zu Grunde?“ (Rudolf von Carnap, zitiert bei POPPER 1987a, 56). Es scheint also auch in der Archäologie nahe liegend sich auf die Autorität der Daten zu berufen.

Autorität von Daten oder Autorität des Sprechenden?

Damit Daten Autorität haben, muss aber natürlich sichergestellt sein, dass sie auch tatsächlich „wahre“ Beobachtungen sind. Nachdem das – gerade bei einander entgegengesetzten Meinungen – keineswegs a priori als gesichert gelten kann (weil sonst würden die beiden unterschiedliche

Meinungen vertretenden WissenschaftlerInnen wohl kaum zu unterschiedlichen Meinungen gelangen), muss diese „Beobachtungswahrheit“ also auf anderem Weg hergestellt werden. Die klassische Empfehlung in der deutschsprachigen Archäologie ist daher im Zweifelsfall die Rückkehr *ad fontes* (siehe zuletzt wieder in TRACHSEL 2008, 97).

Um diesen „sogenannten Quellen der Erkenntnis“ (POPPER 1987a) dann einen „Wahrheitswert“ und somit entscheidende Autorität zuweisen zu können müssen sie natürlich kritisch gesichtet werden: Quellenkritik wird in der deutschsprachigen Archäologie als zentrale Aufgabe verstanden. Dabei soll die äußere Quellenkritik „die Zuverlässigkeit der Überlieferung einer Quelle“ (EGGERS 2004, 257) bestimmen, die innere Quellenkritik hingegen „die Zuverlässigkeit der Quelle selbst“ (EGGERT 2001, 106) bestimmen. Quellenkritik wird also als Mittel zur Bestimmung der „Wahrheit“ einer Behauptung verwendet, ganz deutlich zeigt sich das z. B. in Eggers' Ausführungen zur Quellenkritik: „Wo liegt die Wahrheit?“ (EGGERS 2004, 256). Die unterschwellige Annahme ist, dass, wenn die Quelle die „kritische Überprüfung“ „besteht“, sie Entscheidungsautorität in Wahrheitsfragen hat.

Nun stellen sich jedoch die Fragen: wer führt die quellenkritische Überprüfung durch und wie erlangt die Quelle dadurch Autorität? Die quellenkritische Überprüfung wird natürlich normalerweise vom Wissenschaftler durchgeführt, der die Quelle als relevant betrachtet und daher für seine Aussagenbegründung heranziehen will. Um zu ermitteln, ob die Quelle die „kritische Überprüfung“ „besteht“, geht dieser aber – in guter Tradition – mittels induktiver Schlüsse auf Basis von Beobachtungen (eigenen oder durch andere WissenschaftlerInnen getätigten) vor. Die Quelle erlangt dann ihrerseits dadurch Autorität, dass alle relevanten Quellen kritisch geprüft wurden und die letztendlich zur Aussagenbegründung verwendeten Quellen diese Überprüfung „bestanden“ haben.

Nun hat aber, wie schon oben gezeigt, der induktive Schluss auf Basis von Beobachtungen keine logische Beweiskraft, Vollständigkeit der Beobachtungen ist nicht möglich und der abduktive Schluss kann ohnehin kein neues Wissen generieren. Weiß also der quellenkritisch prüfende Wissenschaftler nicht bereits *a priori*, also bereits vor der Prüfung, welche Quellen relevant und welche von ihnen „wahr“ sind, kann er auf diesem Weg ihre Wahrheit ebenfalls nicht erschließen.

Wie Platon's Weiser darf also der quellenkritisch prüfende Wissenschaftler die Wahrheit nicht mehr suchen, sondern muss sie schon kennen, damit die von ihm angeblich kritisch geprüften Quellen auch Autorität haben können (vgl. WATZLAWICK 1991, 102-105). Das zeigt jedoch, dass die quellenkritisch erzeugte Autorität der Quelle letztendlich eine Funktion der Autorität des quellenkritisch prüfenden Wissenschaftlers ist: „Diese Quelle ist relevant und macht eine wahre Aussage, hat also Autorität, weil ich sage, dass das so ist!“. Die Autorität, die einer Quelle zugewiesen wird, ist also nicht aus ihr selbst generiert, sondern ist die Autorität des Sprechenden, die Autorität dessen, der behauptet, dass dieser Quelle eine bestimmte Autorität zukommt.

Wer mehr Recht hat gewinnt

Wenn also in der deutschsprachigen Archäologie zwischen unterschiedlichen Meinungen verschiedener WissenschaftlerInnen entschieden werden muss, ist das ausschlaggebende Kriterium in letzter Instanz die Autorität des Wissenschaftlers, der die Aussage macht (bzw. der Wissenschaftler, auf deren Autorität sich der die Aussage machende Wissenschaftler beruft). Diese Autorität des Wissenschaftlers wird nun für sich betrachtet hauptsächlich historisch und sozial bestimmt:

Zum einen beruht sie auf den vergangenen Erfahrungen mit den Aussagen des betreffenden Wissenschaftlers (in Fortsetzung der Logik des abduktiven Schließens aus früheren Beobachtungen auf eine allgemeine Regel). Als relevante „Präzedenzfälle“ dienen die früheren Aussagen des Wissenschaftlers: wurden seine früheren Aussagen von der Fachgemeinschaft (im Wesentlichen) stets als „richtig“ akzeptiert, gelten auch seine neuen Aussagen als verlässlich – aus den Beobachtungssätzen „Aussage 1 von Wissenschaftler X war richtig“ bis „Aussage n von Wissenschaftler X war richtig“ wird die Allaussage „Alle Aussagen von Wissenschaftler X sind (wahrscheinlich) richtig“ abduktiv bzw. im Weg der Wahrscheinlichkeitsinduktion erschlossen. Je mehr solche „Präzedenzfälle“ ein Wissenschaftler bereits geschaffen hat, desto höher ist seine Autorität, d. h. umso eher wird ihm geglaubt (das entspricht einem sehr vereinfachten Verständnis von Wahrscheinlichkeitsinduktion: sind von allen möglichen „wahren“ Aussagen A n Aussagen von Wissenschaftler X getätigt worden, hingegen n+1 von Wissenschaftler Y, ist die Wahrscheinlichkeit, dass weitere Aussagen von

Wissenschaftler X zutreffen, n/A, dass jene von Wissenschaftler Y zutreffen, hingegen (n+1)/A, die Wahrscheinlichkeit dass Wissenschaftler Y Recht hat ist daher größer als dass Wissenschaftler X Recht hat und Wissenschaftler Y hat daher die größere Autorität).

Zum anderen bestimmt sie sich aus dem „sozialen Alter“ des Wissenschaftlers in der Fachgemeinschaft: je mehr „institutionelle Anerkennung“ der Wissenschaftler angesammelt hat (z. B. vom Studenten zum Magister, vom Magister zum Doktor, vom Doktor zum Dr. habil. oder gar vom Dr. habil. zum Professor „befördert“ wurde), desto höher ist seine Autorität. Letztendlich ist ein solcher Nachweis „institutioneller Anerkennung“, also das „soziale Alter“ im Fach, zwar nichts fundamental anderes als eine erste Näherung an das erste Kriterium – es wird einfach stillschweigend davon ausgegangen, dass der betreffende Wissenschaftler deshalb institutionelle Anerkennung gefunden hat, weil er häufiger Recht hatte als seine Konkurrenten um diese Anerkennung – aber es hat wenigstens insofern ein Eigenleben entwickelt, als es für sich zu einer Allaussage generalisiert wurde (die Aussage eines Professors ist mit höherer Wahrscheinlichkeit wahr als die eines Studenten).

Dabei ist wichtig zu beachten, dass die somit generierte Autorität stets eine persönliche Eigenschaft des betreffenden Wissenschaftlers ist. Die Beobachtungen früherer Aussagen eines Wissenschaftlers sowie seiner „institutionellen Anerkennung“ sind natürlich Beobachtungen wesentlicher Eigenschaften des beobachteten Wissenschaftlers im Sinne einer essentialistischen aristotelischen Wissensdefinition: „Das Wissen um ein Ding besteht in der Kenntnis seines Wesens“ (Aristoteles Metaphysik 1031b20, zitiert nach POPPER 1980, 16). Und selbstverständlich stellen sie für sich betrachtet im Rahmen der positivistischen induktiven Logik „wahre“ Aussagen über den betreffenden Wissenschaftler dar: der Wissenschaftler ist der Untersuchungsgegenstand, dessen „charakteristische“, „wahre“ Eigenschaften durch die Beobachtung von Präzedenzfällen und institutioneller Anerkennung positiv bewiesen wurden. Die Folge davon ist, dass keine Trennung zwischen Aussagen (Meinungen) von Wissenschaftler X und der Person von Wissenschaftler X möglich ist (POPPER 1996, 23-27; KARL 2004, 280-281): der Wissenschaftler als Person wird durch seine Aussagen bestimmt und seine Aussagen durch den Wissenschaftler als Person.

Klarerweise ist hier auch zu beachten, dass die Autorität eines Wissenschafters dann logischerweise auch dadurch (negativ) modifiziert wird, wenn der Wissenschaftler bei Fehlern „ertappt“ wurde! Dies hat logisch zwingende Folgen für den Umgang mit Kritik, auf die ebenfalls noch weiter unten genauer eingegangen werden muss.

Bleiben wir aber vorerst noch bei der Autorität: diese ist nicht nur eine essentielle Eigenschaft des jeweiligen Wissenschafters, Autorität ist auch die einzige „Währung“, die innerhalb des Faches von Bedeutung ist. Stellenausschreibungen suchen stets nach den „besten KandidatInnen“ und der „beste Kandidat“ für einen beliebigen Posten ist natürlich jene Person, die die höchste Autorität hat, die mit der höchsten Wahrscheinlichkeit auch mit ihren zukünftigen Aussagen Recht haben wird. Und natürlich auch die Person, die die „wichtigsten Publikationen“ geschrieben hat, und das sind von einem positivistisch-logischen Standpunkt aus betrachtet selbstverständlich die, die das größte Thema am vollständigsten bearbeitet haben und dabei immer nur zu „richtigen“ Ergebnissen gekommen sind. Und es ist jene Person, die Fördermittel für ihre Projekte zur Verfügung gestellt bekommen hat, die stets an die „erfolgsversprechendsten Projekte“ vergeben werden: das „erfolgsversprechendste Projekt“ ist aber selbstverständlich das, das am ehesten zu „richtigen“ Ergebnissen kommen wird, also jenes, das vom Wissenschaftler mit der höchsten Autorität beantragt wurde.

Autorität schaffen, Autorität erhalten

Um also in unserer Wissenschaft eine Überlebenschance zu haben, ja vielleicht sogar erfolgreich in ihr Karriere zu machen, muss ein Wissenschaftler seine Autorität stets möglichst vergrößern und jedenfalls immer zumindest erhalten. Und das haben wir auch alle sehr wohl intuitiv begriffen, selbst wenn es nicht alle von uns explizit formulieren könnten. Das hat natürlich sehr direkte Konsequenzen in der Praxis: unter diesen Voraussetzungen ist es für jeden Wissenschaftler und jede Wissenschaftlerin unumgänglich sich Autorität zu verschaffen und diese dann stets sowohl zu erhalten als auch nach Möglichkeit weiter zu vergrößern. Nachdem die Erzeugung historischer Präzedenzfälle für die Schaffung und Vergrößerung der eigenen Autorität fundamental wichtig ist und es wichtig ist jeweils nur „richtige“, nur „wahre“ Aussagen gemacht zu haben, stehen den ErzeugerInnen wissenschaftli-

cher Aussagen eine Reihe bevorzugter Strategien zur Verfügung (KARL 2010, 76-84).

Die erste und wohl auch beliebteste dieser Strategien ist die Strategie der trivialen Aussagen: WissenschaftlerInnen beschränken sich auf reine (und auf Grund der positivistischen Logik als sicher „wahr“ geltende) Beobachtungsaussagen. Es sind dies die wohlbekanntesten „Materialschlachten“, umfangreiche Arbeiten, die bei genauerer Betrachtung nicht mehr sind als Befund- und Fundbeschreibungen in Form von Katalogen und den zugehörigen Abbildungen, gefolgt von einer Auswertung, die über die chronologische und „kulturelle“ Einordnung des vorgelegten Materials kaum hinausgehen. Solche Aussagen sind wissenschaftlich trivial: es wird kein neues Wissen geschaffen, sondern nur bereits bekanntes Wissen auf neue Beobachtungen angewendet.

Die Zweite ist die Strategie der offensichtlichen Spekulation: Aussagen, die über reine Beobachtungsaussagen hinausgehen, werden offensichtlich als Spekulation ausgewiesen (z. B. durch konjunktivische Formulierung oder vorgesetzte Satzteile wie „es scheint“, „man kann vermuten“, etc.). Erweist sich die Vermutung später als „wahr“, weil die Fachgemeinschaft sie (aus welchen Gründen auch immer) als „wahr“ akzeptiert, hat man „Recht“ gehabt und damit einen weiteren Präzedenzfall geschaffen. Erweist sie sich hingegen als unzutreffend, kann man mit Fug und Recht behaupten ja niemals gesagt zu haben, dass es so gewesen sei, sondern nur vermutet zu haben, dass es so gewesen sein könnte – und damit nichts Falsches gesagt zu haben.

Die Dritte ist die Strategie der Verschleierung: statt explizit etwas zu behaupten versteckt man seine Aussagen so implizit zwischen den Zeilen, dass es – wenn sich später erweist, dass das, was man impliziert hat, falsch war – stets möglich bleibt zu behaupten, dass man das, was man impliziert hat, niemals wirklich gesagt hat und einen mögliche Kritiker bloß aus Missliebigkeit falsch ausgelegt haben. Wird die implizite Aussage im Fach jedoch als „wahr“ angenommen, hat man einen weiteren Präzedenzfall dafür, dass man ohnehin „Recht“ hatte.

Die Vierte ist die Strategie des Dogmatismus: man behauptet einfach etwas aus einer fachlichen Macht- bzw. Autoritätsposition und hofft darauf, dass niemand zu widersprechen wagt. Wenn doch jemand Kritik äußert, versucht man den Kritiker zu desavouieren, indem man erstens auf seiner Aussage beharrt und zweitens den Kritiker persönlich angreift, z. B. indem man

ihm unlautere Motive unterstellt oder ihn fachintern lächerlich zu machen versucht. Mit dieser Strategie kann natürlich jede Aussage „bewiesen“ werden, egal ob sie objektiv richtig oder falsch ist: ihre vorgebliche „Wahrhaftigkeit“ ist rein eine Funktion der Macht des Sprechenden.

Als Unterstrategie zur letztgenannten Möglichkeit gibt es noch die Strategie der besonders feinen Spezialisierung: man äußert sich nur zu Themen, bei denen sich sonst niemand auskennt und daher niemand (sinnvoll) widersprechen kann. Ist man auf seinem (wie auch immer eng umschriebenen) Spezialgebiet gleichzeitig die höchste und die einzige fachliche Autorität, die es gibt, hat man selbstverständlich auch immer „Recht“, weil es niemanden gibt, der etwas anderes sagt.

Gleichzeitig folgt aus der Notwendigkeit einmal geschaffene Autorität unbedingt zu erhalten, dass jede Form von, aber insbesondere öffentliche, Kritik unerwünscht, ja nachgerade verboten ist. Denn Kritik erfordert natürlich stets den Vorwurf zu erheben, dass der Kritisierte etwas Falsches behauptet habe. Nachdem sich wissenschaftliche Autorität unter einer positivistischen Epistemologie jedoch daraus ableitet, dass man wissenschaftlich stets nur „Wahres“ behauptet, sinkt die Autorität des kritisierten Wissenschaftlers, wenn sich (öffentliche) Kritik bestätigt. Und nachdem wissenschaftliche Autorität eben, wie bereits oben gezeigt, eine persönliche Eigenschaft des jeweiligen Wissenschaftlers ist, ist (öffentliche) Kritik stets ein persönlicher Angriff auf den Sprechenden und wird auch als solcher verstanden bzw. interpretiert, als ehrenrührig, destruktiv und Zeichen persönlicher Feindschaft: *„Als äußerst unangenehm bis sogar ehrenrührig wird es allerdings – wahrscheinlich nicht nur von mir – empfunden, wenn Kritik destruktiv wird und in einer öffentlichen Auseinandersetzung endet, in der der/die Kritisierte keine Möglichkeit erhält sich dementsprechend mit den gegen ihn/sie unterbreiteten Vorwürfen auseinanderzusetzen.“* (KRENN-LEEB 1998) und *„Auch wenn persönliche Animositäten bei solchen Beispielen meistens die größte Rolle spielen und häufig mehr oder weniger zufällige Fakten als Anlassfall genommen werden Kritik am anderen zu üben...“* (KRENN-LEEB 1998).

Folge dieser Strategien und der Unterbindung von Kritik ist, dass einerseits alles ungeniert behauptet werden kann, vor allem aus einer Autoritätsstellung heraus, und gleichzeitig keine Aussage ordentlich kritisiert. Damit wird jedoch wissenschaftlicher Fortschritt ver- oder wenigstens gravierend behindert: wissenschaftliche

Aussagen sind nicht nachvollziehbar, sicherlich falsche können nicht mehr von mutmaßlich richtigen Aussagen unterschieden werden und wer angeblich „Recht“ hat entscheidet sich letztendlich dadurch wer am „lautesten schreit“, die (gerade) „populärsten Ideen“ verbreitet und der sozialen Position der „Streitenden“ im Fach. Damit wird die Rekonstruktion der Vergangenheit zu einer reinen Tochter der Zeit bzw. der gegenwärtigen Machtstrukturen im Fach. Das ist jedoch ein Kennzeichen totalitär-dogmatischer Ideo- bzw. Theologien, nicht von Wissenschaft.

Wissenschaftliche Feudalsysteme

Weiters folgt daraus, dass wissenschaftliche Auseinandersetzungen stets Machtkämpfe sind:

Wenn zwei WissenschaftlerInnen unterschiedliche oder sogar einander gegenseitig ausschließende Meinungen zum gleichen Thema vertreten, kann (wenigstens normalerweise) nur einer von ihnen „Recht haben“. Die Unterscheidung zwischen diesen beiden Meinungen auf Basis von Argumenten ist jedoch unter positivistischer Logik nicht möglich, weil ja beide WissenschaftlerInnen vorgeblich alle „relevanten“ Quellen „vollständig“ aufgenommen und „kritisch“ ausgewertet haben. Eine allfällige Diskussion beschränkt sich also letztendlich auf ein Wortgefecht, das sich sinngemäß (wenn auch selten im Wortlaut) auf den folgenden Inhalt reduzieren lässt: *„Bitte schau doch! Da, meine Daten zeigen doch eindeutig, dass ich Recht habe! Wer das nicht sieht, muss doch entweder blind oder blöd sein!“*. Und nachdem Kritik immer als Angriff auf eine persönliche Eigenschaft des Kritisierten verstanden wird, nämlich auf seine Autorität bzw. seine „Ehre“, und daher keine Unterscheidung zwischen sachlicher und persönlicher Kritik möglich ist, kann auch Kritik normalerweise keine Entscheidung herbeiführen: wird sie überhaupt geführt, verkommt sie meistens zu einem persönlichen Angriff, einem *ad hominem*-Argument (KARL 2010, 131-7), das die wissenschaftliche Autorität des „Gegners“ in der Meinungsverschiedenheit zu untergraben versucht und nicht auf seine Argumente eingeht. Die dem Gegner gemachten Vorwürfe beschränken sich dabei stets auf die gleichen Punkte: nicht die relevanten Beobachtungen herangezogen und/oder nicht quellenkritisch genug gearbeitet zu haben (also fachlich inkompetent zu sein), die Beobachtungen nicht vollständig gemacht zu haben (also schlampig gearbeitet zu haben), überhaupt verrückt zu sein (also sich

Dinge zusammenzufantasieren oder wild zu spekulieren) und/oder von niederen Motiven (persönlicher Feindschaft, Rachegeleuten, Neid, etc.) getrieben zu sein. Dadurch lässt sich jedoch nicht entscheiden, welche der beiden Meinungen „wahrer“ ist, sondern nur, welche der beiden Parteien die höhere Autorität hat bzw. die Autorität der anderen Partei effektiver untergraben konnte.

Die praktische Konsequenz davon ist die Entwicklung wissenschaftlicher Feudalsysteme. Autoritätserhaltung ist unabdingbar und am besten dadurch möglich, indem:

- 1.) im eigenen Macht- bzw. Einflussbereich möglichst nur solche Personen beschäftigt werden, die die eigene Autorität (die Autorität ihrer Vorgesetzten) unterstützen und idealerweise auch niemals von sich aus gefährden werden, also man Ja-Sager, Mitläufer und Systemerhalter engagiert, die, was ihre wissenschaftlichen Kompetenzen betrifft, höchstens durchschnittlich, aber dafür umso abhängiger, treuer und daher ausnutzbarer sind,
- 2.) Querdenker, die alternative Erklärungen, kreative, neue Lösungsvorschläge oder alles andere, was den allgemeinen Status Quo gefährden könnte, anbieten, entweder totgeschwiegen oder möglichst lächerlich gemacht werden und
- 3.) Kritiker und Vertreter anderer Meinungen möglichst umfassend (z. B. bei der Vergabe von Posten, Projekten, Mitteln und Einflussmöglichkeiten) ver- oder wenigstens so stark als möglich behindert werden.

Mit anderen Worten, man wird als WissenschaftlerIn durch die positivistische Epistemologie und die aus ihr logisch zwingend folgenden Konsequenzen in der Praxis stark dazu angehalten sich eine akademische Gefolgschaft aufzubauen bzw. natürlich am Anfang einer Karriere sich in eine akademische Gefolgschaft einzuordnen und sich in dieser dann durch effektive Gefolgschaftspolitik hochzuarbeiten. Man muss sich deshalb mit Freunden umgeben, weil Freunde sich niemals öffentlich kritisieren würden, weil Freunde sich gegenseitig helfen und verteidigen und idealerweise auch bei Meinungsverschiedenheiten am gleichen Strang ziehen (nämlich dem Strang, den der jeweilige Gefolgschaftsführer vorgibt): Freundschaft bedeutet keine öffentliche Kritik aneinander zu üben, was gleichbedeutend mit Autoritäts- und damit mit Machterhaltung ist.

Das wissenschaftliche Sozialsystem, das sich so entwickelt, entspricht strukturell bzw. ist ein feudales System (vgl. BLOCH 1961, 123-238; BUCHANAN 2003, 107-125; NEWMAN et al. 2006): „Unterhalt“ gibt es für die, die die „Autorität“ ihres „Herrn“ (freiwillig) stützen, und für den „Unterhalt“ sind sie zu Gehorsam und zu Dienstleistungen verpflichtet (BLOCH 1961, 123-238; KARL 2006, 288-323). „... eorumque factionum sunt principes, qui summam auctoritatem eorum iudicio habere existimantur, quorum ad arbitrium iudiciumque summa omnium rerum consiliorumque redeat“ (b.g. 6, 11.3) und „atque eorum ut quisque est genere copiosusque amplissimus ita plurimos circum se ambactos clientisque habet. Hanc unam gratiam potentiamque noverunt.“ (b.g. 6, 15.2).

Der wissenschaftliche Fortschritt bleibt auf der Strecke

Nun bedeutet aber wissenschaftlicher Fortschritt, dass Neues er- oder gefunden wird, neue, bessere Lösungen für Probleme entwickelt und bessere Erklärungen abgegeben werden. Das ist jedoch fast nur möglich, wenn man nicht (nur) das bereits hergebrachte Wissen der aktuellen Autoritäten oder deren akademischer Ahnen anwendet, sondern indem man den Status Quo angreift, bevorzugt dadurch, dass man durch sachliche und fachliche, aber insbesondere öffentliche, Kritik falsche Theorien, Lösungen oder Erklärungen eliminiert und alternative Erklärungen formuliert, die von den vorherrschenden Meinungen, dem derzeit akzeptierten Vermutungswissen, abweichen, indem man „riskante“ Theorien formuliert, die über das bisher Bekannte hinaus gehen und die „spekulatio“ sind, aber die gleichzeitig die Widerlegung durch die Kritik einladen um somit durch die Methode von Versuch und Irrtum falsche Erklärungen auszuschneiden und damit eventuell irgendwann einmal bei richtigen, oder wenigstens bei richtigeren, Erklärungen anzukommen. Im Sinne Poppers gilt sogar „je riskanter eine Theorie ist, desto besser ist sie“ (POPPER 1996, 40-3), denn ist sie falsch, wird sie leicht widerlegbar sein und auch rasch widerlegt werden und somit ausgeschieden, wird sie hingegen trotz des hohen Widerlegungsrisikos nicht widerlegt, hat sie eine hohe Erklärungskraft, sagt uns also viel, das wir zuvor nicht wussten.

All das wird jedoch durch die positivistisch bedingte, autoritätshierarchische Struktur der deutschsprachigen Archäologie verhindert: nachdem man möglichst Autorität aufbauen muss,

indem man ja nicht riskiert irgendetwas zu sagen, das sich irgendwann einmal als falsch herausstellen könnte, also „riskante“ Behauptungen keinesfalls wagen darf und Kritik mit allen Mitteln verhindern oder vermeiden muss, können wir nicht mit der (natürlichen und naturwissenschaftlichen) Methode von Versuch und Irrtum lernen. Stattdessen vertrauen wir in positivistischem Selbstbetrug darauf, dass wir „die Wahrheit“, wenn wir sie sehen, ganz automatisch erkennen werden und dass wir das meiste, was wichtig ist, ohnehin schon wissen – denn, wie oben gezeigt, ist unbedingte Voraussetzung dafür, dass wir auf positivistischem Weg „die Wahrheit“ erkennen können, dass wir schon wissen, was „die Wahrheit“ ist.

Doch wie schon eingangs gesagt: der schwerwiegendste Fehler, den man in der Wissenschaft machen kann, ist der zu glauben, dass man etwas bereits weiß. Denn wer, in den Worten LESSINGS (1778, 10-11), vermeint schon im Besitz „der Wahrheit“ zu sein, der wird nicht mehr nachforschen, was „die Wahrheit“ wirklich ist und damit auch nicht mehr zur Vergrößerung unseres Wissens beitragen. Er wird vom Wissenschaftler zum Wissenskonservator, der darauf stolz und damit glücklich ist und glaubt seine Aufgabe damit erfüllt zu haben, wenn er seine Scherben in die richtigen Schubladen geordnet hat und ansonsten eine ruhige Kugel schiebt. Denn: „Der Besitz macht ruhig, träge, stolz -“ (LESSING 1778, 11).

Zusammenfassung

Bedingt durch den durch die Gründungsväter der deutschsprachigen Ur- und Frühgeschichte angelegten, „gerade in der Archäologie grenzenlose[n] Positivismus“ (ATZBACH 1998, 3), ist im Fach die Autorität des Wissenschaftlers das entscheidende Wahrheitskriterium: sie ist der Grund, weshalb man „Recht hat“, und gleichzeitig das Mittel um sicherzustellen, dass man auch „Recht behält“. „Recht behalten“ ist im Rahmen einer positivistischen Epistemologie deshalb zentral, weil der Anspruch des Positivismus an wissenschaftliche Erkenntnis der ist „positiv“ die „Wahrheit“ zu erkennen, d. h. im Kontext historischer Forschungen im Sinne von Ranke zu erkennen „wie es eigentlich gewesen ist“ (VON RANKE 1996, v).

Gemäß der Methode des Positivismus, die einzelne Beobachtungsaussagen durch induktive Schlüsse zu allgemeinen Aussagen verbindet, wird die „Wahrhaftigkeit“, die „Autorität“, des

einzelnen Wissenschaftlers dadurch erschlossen, dass dessen frühere wissenschaftliche Aussagen beobachtet werden. Lassen sich alle früheren Aussagen eines Wissenschaftlers zu einem Thema jeweils mit dem Einzelbeobachtungssatz „Diese Aussage von Wissenschaftler X ist wahr“ beschreiben, wird induktiv aus diesen Beobachtungen die Allaussage „Alle Aussagen von Wissenschaftler X sind wahr“ erschlossen. Diese Allaussage beschreibt dann eine essentielle persönliche Eigenschaft des jeweiligen Wissenschaftlers: entweder zu einem bestimmten Thema die Wahrheit zu sprechen, oder eben nicht. Der jeweilige Wissenschaftler hat also, Kraft dessen wer er ist, entweder Recht, oder er hat eben deshalb nicht Recht.

Für den in einem positivistisch geprägten Umfeld arbeitenden Archäologen ist es daher absolut fundamental wichtig Recht zu behalten: es hängen schließlich wissenschaftliche Karrieren und damit der Zugang zu Mitteln und Macht in der Archäologie direkt davon ab, dass man immer Recht hat. Die Folgen davon sind, dass einerseits nichts Angreifbares gesagt wird und andererseits Kritik verpönt ist und stets als persönlicher Angriff auf den Kritisierten verstanden wird: Kritik ist die Unterstellung nicht Recht zu haben und damit ein Angriff auf die Autorität des Kritisierten, also auf eine essentielle persönliche Eigenschaft des Kritisierten.

Nachdem aber die Autorität, und natürlich noch mehr Stellen, Mittel und Macht, in der Archäologie umstritten ist, ist es für Wissenschaftler, die in der positivistisch geprägten Archäologie eine Karriere machen wollen, unumgänglich sich zu Beginn ihrer Karriere in eine bestehende Gefolgschaft einer fachlichen Autorität einzugliedern, im Lauf ihrer Karriere in der feudalen Autoritätshierarchie ihrer eigenen Gefolgschaft aufzusteigen zu versuchen und somit vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt, der „Krönung“ ihrer Karriere, eventuell selbst die „führende Autorität“ in ihrem Gebiet und natürlich damit verbunden auch die führende Stellung in ihrer eigenen akademischen Gefolgschaft zu erreichen. Wie in jedem Gefolgschaftssystem handelt es sich dabei um ein *do ut des*: der Gefolgschaftsherr gewährt seinen Gefolgsleuten Schutz und Unterhalt, die Gefolgsleute dem Gefolgschaftsherrn dafür Gehorsam und Dienstleistungen.

Derartige wissenschaftliche Gefolgschaftssysteme, wie sie für die deutschsprachige Archäologie charakteristisch sind, sind eine zwingende logische Folge der positivistischen Epistemologie, die derzeit unser Fach dominiert, sind aber höchstgradig schädlich für den wissenschaft-

lichen Fortschritt: nachdem die Erhaltung der eigenen Autorität essentiell ist, die Autorität sich jedoch direkt daraus ableitet, niemals etwas Falsches gesagt zu haben, wird kaum neues Wissen geschaffen (denn neues Wissen birgt die Gefahr in sich, dass sich bisheriges Wissen als falsch erweist) und die Eliminierung von fehlerhaftem Wissen durch Kritik gravierend erschwert. Das Ergebnis ist eine Archäologie, die nur mehr bereits bestehendes Wissen, und damit gleichzeitig bestehende Machtstrukturen, zu konservieren und anzuwenden versucht und die daher zunehmend wissenschaftlich und gesellschaftlich irrelevant wird.

Wissenschaftstheorie wird in der deutschsprachigen Archäologie gerne als unnötig erachtet, als etwas, das einem in der vielgeliebten und hochgeschätzten Praxis nichts nützt, weil es angeblich in eben dieser Praxis keine Auswirkungen hat. In diesem Beitrag wurde gezeigt, dass das Gegenteil der Fall ist: was wir „in der Praxis“ tun, ergibt sich logisch zwingend aus dem erkenntnistheoretischen Ansatz, den die deutschsprachige Archäologie seit ihrer Gründung verfolgt. Mehr noch, es erzeugt der erkenntnistheoretische Ansatz ganz direkt und unmittelbar nicht nur die Vorstellung, dass die Praxis das Einzige ist, das in unserem Fach wichtig ist (dadurch, dass der Positivismus den Beobachtungen das Primat in Erklärungen zuweisen möchte), sondern auch die wissenschaftlichen Sozialstrukturen, unter denen die Mehrheit der deutschsprachigen ArchäologInnen leidet, die ethisch nicht vertretbar sind und die den wissenschaftlichen Fortschritt maßgeblich behindern und auch dafür sorgen, dass unsere Arbeit wissenschaftlich und gesellschaftlich zunehmend irrelevant ist.

Dank unserer Fixierung auf die Praxis, darauf erst einmal zu schaufeln um Daten zu sammeln und mit dem Denken erst dann zu beginnen, wenn die Daten alle vorliegen, finden wir uns nun in einem wissenschaftlichen Loch wieder, in dem wir nicht „die Wahrheit“ finden, die wir so verzweifelt suchen, und in dem es uns nicht einmal wirklich gefällt. Wenn man sich in einem Loch wiederfindet, aus dem man nicht mehr herauskommt, ist der erste, der wichtigste Schritt, dass man aufhört zu schaufeln und über einen Ausweg nachdenkt. Hören wir also endlich damit auf so zu tun, als ob wir schon wüssten was zu tun ist, und beginnen damit Wissen zu suchen. Der erste dazu nötige Schritt wäre es unsere erkenntnistheoretische Ausrichtung zu überdenken. Denn „der Positivismus ist so tot, wie

eine philosophische Bewegung es überhaupt nur sein kann.“ (POPPER 1987b, 108).

Literatur

- ATZBACH, R. (1998): Vom Nutzen und Nachteil der Archäologie – Ein Aufruf zur Theoriediskussion. *Arch. Nachr.bl.* 3, 1998, 3-5.
- BLOCH, M. (1961): *Feudal Society*. Chicago 1961.
- BUCHANAN, M. (2003): *small world. uncovering nature's hidden networks*. London 2003.
- EGGERS, H. J. (2004): *Einführung in die Vorgeschichte*. Erg. Neuauf., Berlin 2004. (ursprünglich publiziert 1959).
- EGGERT, M. K. H. (2001): *Prähistorische Archäologie. Konzepte und Methoden*. Tübingen – Basel 2001.
- HOERNES, M. (1892): *Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stand der Wissenschaft*. Wien – Pest – Leipzig 1892.
- HUME, D. (2000): *A Treatise of Human Nature*. Oxford 2000. (ursprünglich publiziert 1739-40).
- KARL, R. (2004): Zur Theorierezeption in der Ur- und Frühgeschichte in Ostösterreich seit 1945. *Arch. Inf.* 27/2, 2004, 269-292.
- (2006): *Altkeltische Sozialstrukturen*. *Archaeolingua* 18. Budapest 2006.
- (2010) *Macht und Ohnmacht des positivistischen Denkens*. *Beitr. zur Ur- und Frühgesch. Mitteleuropas* 58. Langenweißbach 2010.
- KRENN-LEEB, A. (1998): Editorial. *Arch. Öst.* 9/2, 1998, 2.
- LESSING, G.E. (1778): *Eine Duplik*. Braunschweig 1778.
- MANTE, G. (2007): *Die deutschsprachige prähistorische Archäologie. Eine Ideengeschichte im Zeichen von Wissenschaft, Politik und europäischen Werten*. Münster 2007.
- NEWMAN, M./BARABÁSI, A.-L./WATTS, D.J. (eds.)(2006): *The Structure and Dynamics of Networks*. Princeton Studies in Complexity. Princeton 2006.
- PEIRCE, C.S. (1931): *Pragmatism and Pragmaticism*. In: HARTSHORNE, C./WEISS, P. (eds.), *The Collected Papers of Charles Sanders Peirce, Vol V*. Harvard/Mass. 1931. (Online-Ausgabe auf <http://www.textlog.de/peirce/pragmatism.html>).
- POPPER, K. R. (1980): *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde II. Falsche Propheten. Hegel, Marx und die Folgen*. 6. Aufl., München 1980.
- (1987a): *Über die sogenannten Quellen der Erkenntnis*. In: POPPER, K. R., *Auf der Suche nach einer besseren Welt. Vorträge und Aufsätze aus dreißig Jahren*. München 1987, 55-64.

- (1987b): Gegen die großen Worte. In: POPPER, K. R., Auf der Suche nach einer besseren Welt. Vorträge und Aufsätze aus dreißig Jahren. München 1987, 99-113.

- (1996): Wissenschaftslehre in entwicklungstheoretischer und in logischer Sicht. In: POPPER, K. R., Alles Leben ist Problemlösen. Über Erkenntnis, Geschichte und Politik. München 1996, 15-46.

REBAY-SALISBURY, K.C. (in preparation): Thoughts in circles: Kulturkreislehre as a hidden paradigm in past and present archaeological interpretations. In: ROBERTS, B./VANDER LINDEN, M. (eds.), What is an archaeological culture? Approaching cultural transmission and variation (in preparation).

TRACHSEL, M. (2008): Ur- und Frühgeschichte. Quellen, Methoden, Ziele. Zürich 2008.

WATZLAWICK, P. (1996): Vom Schlechten des Guten oder Hekates Lösungen. 8. Taschenbuchaufl., München 1998.

VON RANKE, L. (1996): Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535. Essen 1996. (ursprünglich publiziert 1824).

*Prof. Raimund Karl
School of History, Welsh History and Archaeology
Bangor University
College Road, Bangor, Gwynedd LL57 2DG
United Kingdom
r.karl@bangor.ac.uk*

